

(Nachdruck verboten.)

2) Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Die Greta von Pippisdorf am Rhein.

Wenn dem nun auch nicht so war, hatte diese Sitzung doch einen Schwanz, und ihr Echo verhallte nicht so rasch wieder im Umkreis von Gutenberg. Sämtliche Nachbargemeinden begannen Sturm zu läuten.

In der geheimen und wichtigen Sitzung faßten die Stadtväter von Gutenberg einen einstimmigen Beschluß. Sie wollten den Findling auf irgendeine der Nachbargemeinden abschieben. Und dies machte böß Blut in der Umgegend.

Einstweilen mußte der Bub „es gut haben“. Die Hebamme sollte ihm zuhalten, ganz gleichgültig, was die Kosten waren. Bei diesem Beschlusse blinzelten die Räte einander zu und hielten sich für ganz geriebene Schläuberger. Die gesamte Rechnung stellten dann zum Schluß ja die Räte aus. Diese Nachbargemeinde, welcher das Glück beschieden war, den Findling abzubekommen, sollte ein blaues Wunder erleben. Beim Leien der Rechnung sollten dem Empfänger die Augen übergehen.

Auf den Abschiebungsversuch der Gutenburger schüttelten sich alle Nachbargemeinden wie ein Mann vor sittlicher Entrüstung. Und obendrein spielten sie noch die Beleidigten und drohten mit Klage. Da wurde den Stadtvätern von Gutenberg ein wenig anders zumute. Doch hielten sie sich immer noch für die Geheiteren. Sie horchten in den verschiedenen Nachbargemeinden herum, welches Mädchen in letzter Zeit im „Verdacht“ gewesen sei, um den Findling als von der Landstreicherin gestohlen hinzustellen zur Freude der Mutter. Den verschiedenen Spuren, die sich boten, gingen die Räte von Gutenberg so lange nach, bis einige Burschen genug hatten und die Ausspürer ganz elend durchbläuten.

Nach einigen Wochen war der Großteil des Gemeindefasseninhalts der Hebamme zugeflossen. Doch zeigte sich immer noch keine Spur zur Abschiebung. Da begann einer der Stadtväter nach dem andern ein dummes Gesicht zu machen.

Aber sie wollten noch nicht klein beigeben. Wohl faßten sie den vielstimmigen Beschluß, selbstverständlich in geheimer Versammlung, die Rationen des Findlings auf das Notwendigste zu beschneiden. In dem Sinne bekam die Hebamme Bescheid durch den Ratsschreiber.

Aber die Hebamme hatte in Berechnung und hinsichts der Findlingseinnahmen einen Ader gekauft in Fröschenloch, dort wo für die Gutenburger Jugend der Storch die kleinen Kinder herholt. Mir nichts dir nichts wollten nun im Angesicht des Aders diese so wichtige Frau in der Gemeinde von Gutenberg nicht auf das Geld verzichten. Darum nahm sie in einer Hize den Findling auf den Arm und schob zum Bürgermeister ab. Dem legte die Hebamme, wenn nicht die alte Summe auch in Zukunft bezahlt würde, ihren Dienst als Findlingsmutter in die allgewaltigen Hände. Ihre Sehnsucht nach dem Ader kleidete sie in das fallige Gewand der Nächstenliebe, das so große Taten hat, und gab ihrer Stimme mütterliche Würde, wenn auch etwas laut und wütend. Der Bürgermeister war wie vor den Kopf geschlagen und auf den Mund gefallen im Anblick der resoluten Hebamme.

Auch plagte ihn die Furcht, an Liebe und Stimmen unter den Bürgern verlustig zu gehen, gerade wo die Neuwahlen vor der Tür waren. Darum hieß er die Hebamme den Findling wieder mitnehmen, und versprach feierlich sein möglichstes zu tun.

Also zog die Hebamme um einen Ader reicher und zufriedener ab. Der Bürgermeister rannte nach dem Rathaus und ließ die Räte zur Sitzung zusammentrommeln.

Und da zeigte sich nun in dieser Sitzung, daß die Stadtväter den Kopf ganz verloren hatten und am Ende waren mit ihrer Kunst. Sie wollten den Entschluß fassen, den Findling in ihren Gemeindeverband aufzunehmen und zum Kostgeld an den Wenigstnehmenden zu vergeben. Schließlich hatten

die Räte selbst ja keine Kosten durch den Findling und das war nun ihr Trost. Aber da kam dem dummen Steffen, der schon seit dreiundzwanzig Jahren Gemeinderat war und in dieser Zeit noch nichts gesagt hatte als ja und nein im Rate der Weisen, ein Gedanke, gleich einer Offenbarung.

Und jubelnd nahmen die Räte von Gutenberg diesen Gedanken auf und begannen alsobald danach zu handeln.

Sie sandten ihren Ratsschreiber an den Bürgermeister von Altenberg, der ein großer Frauenfreund und harter Junggeselle war, mit offizieller aber dennoch vertraulicher Ordre.

Der Bürgermeister von Altenberg hörte mit immer wachsenden Erstaunen dem Ratsschreiber von Gutenberg zu. Als aber der Ratsschreiber auf das Gebiet des Liebeslebens kam und auf die unehelichen Kinder, da läutete dem Bürgermeister von Altenberg im geheimen das Gewissen. Darüber wuchs dem Ratsschreiber der Mut.

Er ging mit ganzer Macht ohne Diplomatie auf das Bolle los und sagte dem Altenberger Herrn: „Die Gemeinderäte von Gutenberg wissen genau, daß der Findling des Altenberger Bürgermeisters illegitimer Sohn von der verriichten Landstreicherin her ist.“

Dem ehrenwerten Bürgermeister schwoll bei dieser Eröffnung die Hornesader auf der Stirn zum Klagen an, und er warf den Ratsschreiber von Gutenberg mit eigener obrigkeitlicher Hand zur Tür hinaus. Es setzte Beulen und hinkende Beine beim Ratsschreiber, der eigentlich unschuldig war und nur tat, was er mußte, und deshalb der Prügeljunge wurde.

So scheiterte auch dieser Feldzugsplan der Obrigkeit von Gutenberg. Aber diese wollte sich doch nicht ungerächt derart behandeln lassen von dem Altenberger Bürgermeister. Darum wurden die Debatten in sämtlichen Wirtschaftshäusern akut, und was vorher nur geflüstert und gewispert wurde, aber jedermann schon zur Genüge bekannt war, dies alles wurde nun herausgebrüllt.

Der Altenberger Bürgermeister aber verbündete sich mit den Gegenkandidaten der Gutenburger Gemeinderäte und deren Bürgermeister.

So kam die Zwietracht in die Stadt der Gutenburger. Und die obrigkeitsfeindliche Partei, der natürlich die Gegenkandidaten der Obrigkeit angehörten, wurden von sämtlichen Nachbargemeinden unterstützt, allen voran die Altenberger mit ihrem Bürgermeister.

Als der Zustand in Gutenberg nach einigen Schlägereien und anderen schönen Taten derart auswuchs, daß davon geredet wurde, man solle fürderhin Gutenberg nur noch Schlichtenburg nennen, da griff der Oberamtmann ein. Er erklärte in der Findlingsangelegenheit Schluß, mit der Begründung, daß unstrittener Findling Gutenburger Bürger sein müsse.

So unterlag die alte Obrigkeit der Gutenburger. Nach den Neuwahlen sollte kein einziges Mitglied der alten Regierung das Rathaus von innen betrachten, feiner wurde gewählt, sämtliche Gegenkandidaten siegten.

Aber das Herbst für alle diese leidvollen Streiter im Kampfe war des Findlings Taufe. Mit großem Gepränge wurde er in der Ortskirche getauft.

Der Bürgermeister von Altenberg in seiner ganzen Größe war erster Pate und bekam große Ehre angetan.

So bürgerte sich der Findling in Gutenberg ein.

Die Taufe des Findlings und alles das andere, was so drum und dran hing und damit zu tun hatte, kam aber nicht so ohne weiteres zustande.

Der neue Gemeinderat von Gutenberg, der den Findling vom alten übernommen, hatte vorher noch einen ganzen langen Abend den Schein seiner Weisheit leuchten zu lassen. Und daß diese Weisheit in reinen Strahlen leuchten mußte wie der Mond, wenn er rund und voll ist, war allen Gemeinderäten klar. Denn der alte durchgefallene Gemeinderat lag auf der Lauer, um sich auf den neuen Rat zu stürzen, sobald eine Gelegenheit sich bot.

Aber der neue Gemeinderat war seinen Aufgaben gewachsen. Nach langem Hin und Her begann man sich über die Zukunft des Findlings zu beraten. Auf das erste galt es, dem Buben einen rechtschaffenen Christenamen zu geben.

Dieses hatte der Rat nach beinahe drei angestrengten und aufgeregten Stunden beschlossen.

Nach einer weiteren Stunde, die auch noch den letzten Rest der Räte zum Schwitzen brachte, war das fernere Schicksal des Findlings so klar gelegt, daß nach der Laus desselben Kostgeld von Gemeindevorgen gegeben werden müsse. Und der Wirt im Neuen hatte noch Meßgete, gerade heute.

Aber nun wußten die Räte immer noch nicht, welchen Namen der Knabe erhalten sollte und in welcher Weise das Lauffest sich abzuspielen habe. Alles dies war noch im Dunkel der Zukunft verborgen, und dennoch waren die Räte insgesamt erschöpft von dem vielen Denken. Es hatte den Anschein, daß des Findlings Schicksal auch heute noch nicht Klargelegt werden könne. Denn zur geistigen Abspannung der Räte kam auch noch der leibliche Hunger und das Schlachtfest, das der Neuenwirt heute veranstaltete. Des ferneren war um elf Uhr Polizeistunde und bereits halbzehn vorüber, und was ein rechter Mann ist, braucht zum Schlachtfesten eine Stunde; dies wußte jedes Kind in Gutenburg.

Im Gedenken dieser wichtigen Beweggründe wollten schon der Schneidermeister Hühnerwadel und der Apothekenbesitzer Fetthaus zum Vertagen der Sitzung antragen. Aber noch ehe diese beiden den Wortsatz ihres Antrages beisammen hatten, kam dem Drechslermeister James Windelwe ein Gedanke, den sein Erfinder auch sofort auf die anderen Räte losließ zum allgemeinen Wohle.

James Windelwe (er war in seinen jungen Jahren überm Teich in Milwaukee gewesen) hatte viel neue Sitten von dorthier mit und in Gutenburg teilweise an den Mann gebracht. Unter anderem hatte er seinen guten deutschen Namen zum Schames oder Schemes gemacht — sein Vater sagte „schändlich“ — und vom Windelweh das h gestrichen, damit es besser aussah, amerikanisch. Dieser James stellte folgenden Antrag:

„Da nun die Hauptsache glorios gefingert ist, damnit, und der Weg, der zu verfolgen ist, so klar daliegt wie der Weg nach drüben überm Teich“ (er zeigte mit dem Daumen über die Schulter nach dem Westen), — „ein Kindvieh müßt' einer schon sein, der nicht weiß, wie und wohin, so bin ich dafür und ich hoff, wer kein Dohs ist, auch, man übergibt, was weiter zu beraten wär', ganz einfach einem Ausschuß des Rates. Well, Gott verdammt' mich!“

Damit waren alle vom Räte einverstanden. Das war rasch hinter sich zu bringen, und dann gab's Schlachtfesten beim Neuenwirt und frisches Bier vom Faß; das Wasser lief einem beigott im Munde zusammen.

Der Schneidermeister Hühnerwadel verlangte das Wort und begann die Ausschußkandidaten aufzuzählen.

„Da wär' der Herr Bürgermeister“, Verbeugung zum Herrn Gestrengen von seiten des Redners, „dann der Herr Oberlehrer“ —

Der Herr Oberlehrer, dick und klein mit wenig Haaren auf dem Kopfe und kleinen verstreuten, gut gemästeten Dorf-schullehrerangenen, wie es sich für einen gutbestellten Oberlehrer geziemt, der jeden Tag geschenktes Essen auf dem Tische hat, verbeugte sich gegen den Herrn Schneidermeister Hühnerwadel, und dieser Herr verbeugte sich gegen den Herrn Oberlehrer. Ehre für Ehre.

Doch als der Herr Oberlehrer bescheiden ablehnte, da er genau wußte, daß der Schneiderbock, der verfluchte, ihm die Ehre nur angetan hatte, weil die Schneiderrechnung noch nicht bezahlt war, votierte der Schneidermeister weiter für den Herrn Oberlehrer. Denn der feiste Scharozer mußte merken, was dieses Wählen zu bedeuten habe, und ihm auch seine Rechnung zahlen, obgleich er gehörig Tuch gestohlen und billige Zutaten genommen, denn er, der Herr Schneidermeister, hatte ja keine Kinder.

Diese Kinderlosigkeit des Schneiderbocks empfand heute der Herr Oberlehrer doppelt drückend, nahm die Wahl an und beschloß bei sich, die Rechnung doch noch nicht zu zahlen.

Der Herr Schneidermeister war dafür und hat schmelzend, in zierlichen und wohlgefehten Worten, der Herr Oberlehrer möchte doch zur Lauffeier ein Festspiel dichten. Dies sei dem Herrn Oberlehrer a nur ein Kinderspiel, da er schon vaterländischer Dramen so viele gemacht habe, daß die Blätter, worauf sie geschrieben wären, des Herrn Oberlehrers Dramen, dem Krämer ein halbes Jahr die Zeitungen im Baden ersparen würden, und des Herrn Oberlehrers glückliche Erben einmal Papier zu jeglichem Hausgebrauch ein Lebenlang hätten. Doch sei nur recht und billig, daß dem

Herrn Oberlehrer die Hälfte des Eintrittsgelds zum Anschauen des Festspiels, das der Gesangverein spiele, zufallen müsse, die andere Hälfte an die Kasse des Säuglings ginge!

(Fortsetzung folgt.)

So hat ein jeder seinen Kummer.

4)

Von D. A. S. M. A. N.

Deutsch von Werner Peter Larjen.

Und es begab sich, daß um dieselbe Stunde, da Lasar Mironowitsch enttäuscht und gebrochen zwischen Salon und Wohnzimmer hin- und herpendelte, die bedürftige Witwe Lewitina kam.

„Er spuckt Blut?“ schrie Herr Zipkes sie an. „Woriska spuckt Blut? Mag er nur spucken. . . Wenn Ihr aber selbst anderen alles Blut in Galle verwandelt, verdamnte Sozialistenbande! . . . Wenn solcher Sträflinge, wie Eurer Kinder wegen anständige Menschen es nicht mehr aushalten können? . . . Ihr wollt also die Republik? Eine demokratische Republik? Die wollt Ihr, ja? Und was gibt sich denn Eure Republik für ein Ansehen? Aber das ist egal, was? Wenn Ihr bloß Euren Marx habt . . . den Karl Marx . . . ja, den braucht Ihr doch, was?“

Und mit einer unzweideutigen Bewegung zur Tür: „Machen Sie, daß Sie rauskommen! Ich gebe heute nichts. Ich habe kein Kleingeld. Nächsten Montag bekommen Sie für zwei Wochen. Adieu! Marsch!“

VII.

An diesem Abend war im Stadttheater Galavorstellung. Lasar Mironowitsch war zu der ganzen Sache eigentlich nicht aufgelegt. Als Vertreter einer auswärtigen Macht jedoch fühlte er sich verpflichtet, der Vorstellung beizuwohnen.

Eingig der Umstand, daß sein Sessel sich nahe der Loge befand, in der der Stadthauptmann thronte, vermochte ihn einigermaßen zu versöhnen und die Furchen seiner Stirn zu glätten.

Im Zwischenakt beabsichtigte Lasar Mironowitsch sogar, den Stadthauptmann zu begrüßen. Aber zu guter Letzt verschob er das Wagnis doch.

„Im zweiten Zwischenakt aber bestimmt.“
Aber auch im zweiten brachte er den nötigen Mannesmut nicht auf.

Zwischen dem dritten und vierten Akt aber geschah es . . . Die Tür der Loge stand weit auf, und der Stadthauptmann drehte sich um und rief Lasar Mironowitsch an. . . Der entzückte Konjul eilte glückstrahlend herbei und machte seinen tiefuntertänigsten Krachfuß.

„Na, sehen Sie wohl“, sagte der Stadthauptmann, „nun sind Sie schon nicht mehr einfach der Jude Ißig, sondern gleich eine ganze Behörde.“

Herr Zipkes verneigte sich ein zweites Mal.
„Gott sei Dank“, sagte er. „Aber ich halte mir stets vor Augen: alles, was Du bist, bist Du nur durch das Wohlwollen und die geneigte Fürsprache Seiner Exzellenz.“

Diese Exzellenz war der bekannte Generalleutnant Sheltuchin*), ein durch und durch verbissener, kranker, im höchsten Grade zügellos und aufgeblasener Narr und Sonderling.

Eine Legion wunderlicher und alberner, zumeist aber höchst grausamer und blutiger Streiche legte bereites Zeugnis ab von der segensbringenden Tätigkeit dieses unumschränkten Regenten. Nun also musterte der Gewaltige Herr Zipkes mit spöttischem Blick.

„Selbst die Nase ist nicht mehr so krumm“, sagte er, indem er den Zeigefinger der Nase des Konjuls näherte. „Sehen Sie, was alles der Konjul macht . . .“

Auf Lasar Mironowitschs Gesicht erschien ein beglücktes Lächeln.

„Sehen Sie ihn nur an“, wandte sich Sheltuchin an seine Gefolge, „betrachten Sie ihn. . . Der Konjul von Chile. Nicht etwa von Galizien oder Jerusalem, sondern wirklich von Chile. . .“ Herr Zipkes lächelte noch immer.

Allmählich aber erlosch sein Lächeln, er seufzte sorgenvoll und vertraute dem Stadthauptmann seinen Kummer: daß eben doch nicht alles so sei, wie es eigentlich solle, insofern nämlich, als er keine Amtstracht habe und im Frack in der Welt umherlaufen müsse wie ein verhungertes Handlungsgelbke. . .

„Wo bleibt denn da meine Würde“, sagte er, „wenn ich nicht mal eine Amtstracht habe?“

„Sie möchten also gern Kammerherrntracht haben?“ erkundigte sich der Stadthauptmann, und dabei lächelte er, denn er war ausnahmsweise guter Laune.

Der Konjul aber vergalt das Lächeln mit einem Lächeln und meinte — je nun, meinte er, was die Kammerherrntracht anbelange, die sei ja nun allerdings nur für Kammerherrn, und so möge es denn auch bleiben, und Gott möge die Kammerherrn als ergebene Diener des rechtgläubigen Väterchen-Zar allezeit gnädigt be-

*) Anmerkung d. Uebers.: Hinter der Figur des Sheltuchin, dessen Namen der Autor aus guten Gründen geändert hat, steht der berühmte Odesaer Stadthauptmann Seleny.

schirmen und beschützen. Allen Segen! Und Eurer Erzellenz, dem Herrn Stadthauptmann, desgleichen — allen Segen! Die ganze Einwohnererschaft betet ja für Eure Erzellenz zu Gott dem Herrn. Was jedoch die Amtstracht betrifft, so könnte sich vielleicht dennoch, wenn man eben an zuständiger Stelle anfragt, ergeben, daß auch der chilenische Konsul Anrecht auf äußere Abzeichen seiner Würde hat . . .

„Das wäre allerdings möglich,“ pflichtete der Stadthauptmann bei. „Schließlich ist der chilenische Konsul ja auch kein Ferkel.“ Lajar Mironowitsch aber, der dies Gespräch im Grunde ohne alle Absicht begonnen hatte, schöpfte plötzlich neue Hoffnung. . . . Vielleicht — ?

Wenn es nun glückte — ?
Vielleicht bekam er mit Hilfe des Stadthauptmanns seine Amtstracht doch? Er mußte es wagen . . .

„Erzellenz,“ sagte er, die Hand aus's Herz gepreßt . . . „Erzellenz werden zugeben, daß ein Grad direkt unmöglich ist . . . Mögen sie das da drüben halten, wie sie wollen, aber wir sind doch nun mal in Rußland . . . Hundertundfünfzig Millionen getreuer Untertanen — ein Kaiser — der mächtigste der Welt . . . aus diesen Gründen allein gebührt dem Konsul eine Amtstracht!“

Um der Erzellenz schlaffe, faltige Mundwinkel glitt ein merkliches Zucken. Der Adjutant jedoch, der neben ihm saß, hörte aufmerksam zu und sah gespannt bald die Erzellenz, bald den Konsul an.

„Erzellenz,“ fuhr Lajar Mironowitsch fort, und die einmal gesagte Forderung befestigte sich mehr und mehr in ihm, „Erzellenz wissen sehr wohl, daß mir Geiz und niedere Habgucht fernliegen. Von jeher dagegen füllten Werke der Nächstenliebe einen großen Teil meines Gedankenkreises aus, wie ich auch stets beflissen war, meine besten Kräfte in den Dienst gemeinnütziger Bestrebungen zu stellen, insbesondere solcher, die sich rühmen dürfen, unter Euer Erzellenz erhabenem Protektorat zu stehen . . . Die „Gesellschaft zur Rettung Ertrinkender“ zum Beispiel . . . oder die verschiedentlichen von Euer Erzellenz eingeleiteten Sammlungen . . . Erzellenz werden zugeben, ich habe für alle eine offene Hand gehabt . . .“

„Das wollte ich hoffen,“ sagte Sheltuchin. „Da sollte ja auch der Teufel . . . ! Also Sie brauchen eine Amtstracht? Ja, wie denn nun? was denn nun? Kniehosen? Patronentafche? Schleppfäbel?“

„Wie es die Behörde befiehlt . . . Mit oder ohne Säbel . . . ganz gleich, bloß daß es nach was aussieht . . . daß es der Würde entspricht! Schließlich bin ich doch Konsul! Schließlich . . . bin ich doch Mitglied des diplomatischen Korps! . . . Und selbst Chaskelewitsch, der nur Vizekonsul ist —“

„Hähä,“ trächte Sheltuchin, „da liegt der Hase im Pfeffer! Sehen Sie wohl! Ja, Vizekonsul — aber Amtstracht. Und warum? Na, das ist doch klar: er ist eben königlich belgischer Vizekonsul, Sie aber sind chilenischer Konsul. In Belgien gehört nun mal die Amtstracht, weil Belgien Königreich ist, Chile aber ist das nicht, und deshalb haben Sie auch keine Tracht . . . Verstanden? Dennoch aber,“ setzte er medernnd hinzu, „dennoch bin ich der Ansicht, daß die Angelegenheit . . . hähähä . . . sofern ich eben . . . hähähä . . . darum einkomme, ja gegebenenfalls offizielle Vorstellungen erhebe, sich nach Wunsch wird regeln lassen . . .“

Mit diesen Worten stieß er den verblüfften Konsul grinsend mit dem Zeigefinger vor den Bauch.

„Diplomat! . . . Aber da haben Sie allerdings recht, in einem Kaiserreich kann ein Konsul unmöglich im Grad umherlaufen. Ein Skandal, im Grunde . . .“

„Ich wäre Euer Erzellenz ganz überaus dankbar . . .“
In diesem Augenblick ertönte das Klingelzeichen.

Die Musiker griffen zu den Instrumenten.
„Was ist denn da los?“ brüllte Sheltuchin. „Wir haben Zeit. Man soll warten . . .“

Aber dann fiel ihm ein, daß der heutige Abend und vor allem die Galavorstellung sich zu Lärmjenen nicht recht eigneten, und er schwieg und ließ geschehen.

„Schieb los,“ wandte er sich an den Konsul, und sein Ton war der alte liebliche Ton des Kajnernhofs. „Sei unbesorgt. Ich will Deine Sache schon führen.“

Als der Konsul auf seinen Platz zurückkehrte, fand er seine Frau verstört und bleich, noch bleicher fast, als der kostbare Seidenschal, der ihre Schultern umfloß.

„Hat er Dich angeschrien? Heruntergemacht?“ stieß sie hastig hervor.

Der Konsul verzog die Mundwinkel und sah geringschäkig auf das einfältige Weib herab.

„Angeschrien . . . Wie soll er mich denn anschreien? . . .“
„Na, er ist doch verrückt. Er ist doch ein reichendes Tier.“
„Er ist eine Seele von Mensch,“ sagte der Konsul nachdrücklich.

„Verrückt sind die, die da verbreiten, er sei verrückt.“
Und grazios mit dem goldenen Damenschuh spielend, der über der Weste baumelte, fuhr Herr Jiples fort:

„Vertreter auswärtiger Mächte schreit man nicht an. Die Zeiten waren einmal. Was bin ich denn? Bin ich etwa eine Privatperson? Oder ein Untertan? Oder ein erstbesten Kaufmann? Oho! Die geringste Achtungsverletzung — und ich sehe mich hin und richte eine Beschwerde an den Minister des Aeußern. . . Das könnte mir noch passen! Verstehst Du das denn nicht? . . . Oder glaubst Du noch immer, Du seiest ein ganz simples Judenweib? Kuchen, meine Liebe! Dein Mann ist Mitglied des diplo-

matischen Korps! . . . Aber, was den Stadthauptmann betrifft, so kannst Du glauben, was ich Dir sage: Er ist eine Seele von Mensch.“

Und an die Gigantenschülerin Klara Moissejernas gelehnt, fügte er, da im selben Augenblick das Orchester einsetzte, laut hinzu: „Er selbst nimmt alles in die Hand. Er wird meine Sache führen. Er reißt noch morgen das Gejuch ein . . . namens der russischen Regierung. . .“

Und den Blick ins Parkett gerichtet, wo mit den blauen Hofen und dem gestickten Rod degengewappnet Herr Chaskelewitsch, der belgische Vizekonsul, jaß, dachte Lajar Mironowitsch bei sich im stillen, Chaskelewitsch . . . oho, dem werde er schon bald auf dem Kopf spuden! — tausendmal schöner als dieser fade, belgische Blunderkram werde doch die Amtstracht des chilenischen Konsuls sein. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die berühmten „ältesten Leute“.

Obwohl ich keine rohe Butter esse, bin ich doch ein sehr großer Käsefreund.

Was das mit den berühmten ältesten Leuten zu tun haben soll, wird den meisten der Leser vorerst schleierhaft erscheinen. Das ist mir auch ganz egal, denn sie werden schon sehen, daß das durchaus zum Thema gehört, ja daß der Käse mich überhaupt erst veranlaßt hat, hier über die berühmten ältesten Leute zu schreiben. Ich habe mir nämlich kürzlich mal wieder Käse gekauft, und ich fand zu Hause in meinem Paket einen Zettel, in welchem der staunenden Menschheit offenbart wird:

Yoghurt-Käse verlängert das Leben!

Ein Herr Dr. Linke und Dr. Reinhardt sollen nachgewiesen haben, daß Yoghurt imstande ist, das menschliche Leben zu verlängern. Das ist für erbende Schwiegeröhne und Kessen nun eine wenig tröstliche Aussicht. Aber ich möchte versuchen, ihnen einen Gegenrost zu bieten und zugleich der gewiß nun schon weit verbreiteten Meinung entgegenzutreten, daß ich etwa der Dr. Linke sei. Ich kann vielmehr erklären, daß ich mit dem Manne meines Wissens bloß von Adam oder meinetwegen auch von Noah her verwandt bin.

Jedenfalls soll für die genannte Eigenschaft des Yoghurt die Tatsache sprechen, daß in Bulgarien, wo er als Volksernährungsmittel sehr verbreitet sein soll, bei nur vier Millionen Einwohnern sich 3800 Yoghurterfer befinden, die über 100 Jahre alt sind, während unter 61 Millionen Deutschen nur 71 Personen über 100 Jahre alt wurden.

Meine Leser werden nun erkennen, wo ich hinauswill und wie der Käse mit meiner Ueberschrift zusammenhängt.

Wenn jemand Statistiker ist und sich mal mit Bevölkerungsstatistik beschäftigt hat, dann wird er wissen, daß die berühmten ältesten Leute eine recht unangenehme Gesellschaft ist, diemeil sie nämlich die sehr unangenehme Eigenschaft haben, daß sie sich gewöhnlich auf nichts mehr besinnen können! Als meine Großmutter väterlicherseits das Zeitliche segnete, da mußte ich die trübe Erfahrung machen, daß sie nicht — wie es immer hieß und sie selber glaubte — 98 Jahre alt geworden sei, sondern bloß „93“. Ich habe übrigens — zu meiner Rechtfertigung — nicht auf ihren Tod gewartet, denn da gab's ebensovienig zu erben, wie bei mir auch. Aber der Fall ist typisch und richtige Statistiker wissen, daß er sich ganz allgemein bestätigt. In den Zeitungen sind die alten Leute fast ständige Aubrid, und man liest da oft von Altern, die uns diese Ueberbleibsel von längst verstorbenen Geschlechtern als richtige Ruinen vergangener Zeiten erscheinen lassen. Es ist daher begreiflich, daß man diese Zahlen nicht ganz kritillos hinnimmt. Eine Zeitung kann die Angaben nicht immer prüfen, daraus kann man ihr keinen Wortwurf machen, wenn sie genasführt wird, wohl aber können das die Behörden, wenn gelegentlich der Volkszählung sehr alte Leute angetroffen werden. Während die jüngeren Alter selbstverständlich ganz zuverlässig angegeben werden, ist das bei den hohen nicht mehr der Fall. Es gibt eine Menge alter Leute, die selbst nicht wissen, wie alt sie eigentlich sind und sich in erstaunlichem Irrtum darüber befinden. Oft ist es auch der Wunsch, als etwas Besonderes zu gelten und von sich das Gerücht zu verbreiten, man sei eben schon besonders alt, während noch ein Jahrzehnt daran fehlt.

Das hundertste Lebensjahr stellt noch lange nicht die Grenze der menschlichen Lebensdauer dar; es sind Fälle bekannt, in denen diese Altersstufe ganz erheblich überschritten wurde. Von den historisch festgestellten Fällen seien hier nur die mit den höchsten Altern erwähnt. Der Grieche Georg Strabardides in Athen wurde 132 Jahre alt, der Norweger Christian Jakob Drakemberg, der noch im höchsten Alter ein äußerst wechselfolles und abenteuerliches Schicksal hatte, erreichte, stets gesund, ein Alter von 146 Jahren. Der schottische Bauer Thomas Parr wurde gar 152³/₄ Jahre alt und starb nur in folge des Genusses ungewohnter Speisen, die er am Hofe des Königs bekam, als er dorthin gebracht worden war. Sonst lebte er vielleicht heute noch! — Die längste nachgewiesene Lebensdauer aber erreichte der Westige Miguel Solis. 1878 war er nachgewiesenermaßen mindestens 180 Jahre alt. Ob er jetzt noch lebt, ist nicht bekannt. Alle diese Personen waren bis an ihr Lebensende noch rüstig.

Die höchste erreichte menschliche Lebensdauer kam man mithin auf rund 200 Jahre ansetzen, also höher als die aller Säugetiere. Nur der Walfisch soll bis zu 300 Jahre alt werden — angesichts der Riesengröße des Tieres schon möglich. Auch der Elefant kann mitunter sehr alt werden. Aristoteles und der berühmte französische Naturforscher Buffon geben dafür 200 Jahre an. Buffon berichtet ferner von einem 180 Jahre alten Raben und ein Falke in Kapland soll sogar 182 Jahre alt geworden sein. Doch sind diese letzteren Fälle nicht sicher festgestellt. Schildkröten, Skrobile und Fische scheinen noch älter werden zu können. Aber wie man hier vorsichtig sein muß und nur wirklich begründete Angaben anerkennen will, so auch bei den Menschen. Als Professor von Mathr noch Chef der amtlichen bayerischen Statistik war, ließ er gelegentlich der Volkszählung von 1871 für alle mehr als 90 Jahre alten Personen das Alter amtlich noch nachträglich feststellen, um Gewißheit darüber und über die Glaubwürdigkeit der gemachten Angaben zu erhalten. 97 Personen hatten sich als über hundertjährig bezeichnet. Die amtliche Feststellung ergab jedoch die bemerkenswerte Tatsache, daß nur eine einzige Witwe wirklich über hundert Jahre alt war. Seitdem haben viele statistische Lenker die Gepflogenheit eingeführt, die sehr alten Leute wegen ihres Alters noch besonders zu kontrollieren und manche führen sogar ein Register der über 90 Jahre alten Personen. Die Wirkung dieser Kontrolle war jedesmal ein erheblicher Abbruch von dem Bestande der über Hundertjährigen.

Die Zahl der über 90 Jahre alten Personen ist nicht unerheblich. Die Volkszählung von 1905 hat Altersangaben leider nicht veröffentlicht, wir müssen daher auf 1900 zurückgreifen. Danach standen in Deutschland

203 979 Personen im Alter von 80 bis 85 Jahren (3,62 Proz.)	
64 869 " " " " 85 " 90 " (0,98 ")	
8 877 " " " " 90 " 95 " (0,16 ")	
1 106 " " " " 95 " 100 " (0,01 ")	
40 " " " " über 100 " (0,000 ")	

Das biblische Alter von 80 Jahren überschritten also im ganzen nur 4,77 Proz. der ganzen Reichsbevölkerung, und darunter waren auch nur 10 023 über Neunzigjährige. Man erkennt, daß es in jenen hohen Altersstufen rasend bergab geht. Von den 40 über hundert Jahre alten Leuten waren nur 8 Männer und 32 Frauen, darunter eine von 105, eine von 107 und eine von 111 Jahren Alter. Die Männer waren dagegen alle weniger als 105 Jahre alt. Die wirklich alten Leute erlangen fast alle eine gewisse Berühmtheit; in gewisser Weise wird dadurch die Prüfung der Altersangaben erleichtert, andererseits erschwert. Die Ueberreibungen aber haben selbst dazu geführt, eine genauere Kenntnis der Dinge herbeizuführen, bei uns besser als irgend wo anders. Wenn daher die Vogelhändler von Bulgarien erzählen, daß da 71 Personen von den 4 Millionen Menschen über 100 Jahre alt sind, so richtet sich das unter den kritischen Augen eines Statistikers von selbst. Kein Bahlemensch glaubt daran, daß dort so viele alte Leute leben, denn wir sind über die Altersverhältnisse aus anderen östlichen Ländern unterrichtet.

Felix Linke.

Kleines feuilleton.

Anatomisches.

Der Gleichgewichtssinn. Ueber die außerordentlich interessanten Erscheinungen und Organe, die mit der Gleichgewichtslage der Organismen in Zusammenhang stehen, plaudert in anregender Weise Dr. S. Deller in seinem kürzlich erschienenen Büchlein: „Fühlen und Hören“. (Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart, geh. 1 M., gebd. 1,80 M.) „Sehen wir uns in einem Aquarium die zarten Medusen an! Glashell, wie liebliche, aus feinstem Dufte gewebte Sonnenschirmchen mit löstlich blauen und violetten Schattierungen. Wie ruhig und schön, wie grazios sie durch das Wasser schwimmen, indem sie ihren Sonnenschirm aufspannen und schließen, immer mit der Dehnung nach unten! Ihr Schwerpunkt liegt nicht so, daß sie ohne weiteres in dieser Lage schwimmen können. Und alle die zarten Seetierchen, Medusen, Rippenqualen, Krebse, Mollusken, Seewürmer, sie alle haben ein genaues Gefühl dafür, was oben und was unten ist, und wenn man sie umdreht, oder wenn sie durch irgendeinen Zufall in eine falsche Lage kommen, so richten sie sich sofort auf. Wie wirkt nun die Schwerkraft, durch welche Mittel und Einrichtungen, daß sich die Tierchen so genau danach richten können? Es ist fast unglücklich, was von der Wissenschaft festgestellt wurde. Die Tierchen haben besondere Organe, die Richtung der Schwerkraft zu bestimmen. Wie wir mit Lot und Waage die Richtung der Schwere bestimmen, so haben diese Tiere ihr Lot in sich. Ein Bläschen und in dem Bläschen einen Stein. Bei jeder Bewegung rollt der Stein. Aber an der Innenwand des Bläschens sitzen feine Nervenendigungen mit ganz feinen Vorstehhärchen, die genau jene Bewegung des Steinchens registrieren. Werden die Bläschen an der Unterseite von dem Steinchen gedrückt, dann ist's richtig. Dann befindet sich das Tier im Gleichgewicht. Drückt das Steinchen auf die Härchen rechts oder links, ist eben kein Gleichgewicht da, dann muß das Tier schleunigt so eingestellt werden, daß wieder die richtige Stelle den Druck verspürt. Und diese Regelung geschieht rasch und

sicher, automatisch. Das Klingt wie eine Fabel und hat doch seine Nichtigkeit. Kreidl hat's an Krebsen bewiesen. Auch diese haben ein solches Nichtbläschen mit Steinchen. Aber sie benutzen als Steinchen Sandkörner, die sie sich selbst mit den Scheren in die Bläschen bringen. An freischwimmenden Larven von Hummern, die man nach der Häutung in stauhfrees Wasser setzte, konnte man sehen, daß sie sich planlos bewegten, von einer Seite auf die andere rollten und wenn es sich so traf, auch mit der Bauchseite nach oben schwammen. Und da man obendrein bei anderen Seetieren nach Entfernung dieser Nichtbläschen dasselbe Bild des Verlustes des Gleichgewichts beobachtete, so blieb kein Zweifel: die Nichtbläschen mit ihren Steinchen sind das Lot, nach dem sich die Tiere richten, um im Gleichgewicht sich zu erhalten. Genau so ist's beim Menschen. Auch wir tragen unser Senkblei stets bei uns, in unserem Kopfe. Tief im Knochen eingebettet liegt ein verzwigtes Organ, das Labyrinth. Ein Teil davon, die Schnecke, dient zum Hören. Bis in die neueste Zeit hinein dachte man sich, daß dieser ganze innere Teil des Ohres nur zum Hören da sei. Mit den Ohren hört man, basta! Darauf war man so eingeschworen, daß man's gar nicht glauben wollte, als vor 20 Jahren nachgewiesen wurde, daß ein großer Teil des Labyrinths, der Vorhof und die Vogengänge, mit dem Hören nichts zu tun habe, sondern der Gleichgewichtserhaltung diene. Der Vorhof ist unser Nichtbläschen, in ihm haben wir kleine Kalkstrahlen als Nichtsteinchen. Jede Reigung des Kopfes ändert die Lage der Steinchen. Danach wissen wir auch immer, in welcher Lage zur Erde wir uns befinden.

Nun ist's aber etwas anderes, das Gleichgewicht zu erhalten, wenn der Körper in Ruhe, als wenn er in Bewegung ist. In der Ruhe ist's eine leichte Sache. Die Steinchen drücken ungestört nach unten. Daraus erkennt der Körper leicht die Richtung. Aber bei Bewegungen ist's anders. Es kommt die lebendige Kraft der Bewegung störend hinzu, und die Abschätzung mit den Nichtsteinchen wird unsicher. Es müssen eben auch die Bewegungen nach ihrer Richtung und Geschwindigkeit abgeschätzt werden. Dazu dient ein anderer Apparat, die Vogengänge, ein ganz raffiniert feinreich gebautes Instrument. Auch im inneren Ohr. An jeder Seite drei hohle Ringe, mit Blutwasser gefüllt, in eigentümlicher Anordnung: sie stehen senkrecht aufeinander, einer wagerecht, einer quer senkrecht, einer längs senkrecht. Ein Wunderwerk mathematisch-mechanischer Feinarbeit. Die Röhren sind so mit einander verbunden, daß jede von beiden Seiten in eine erweiterte Buchtung mündet. In diesen Erweiterungen stehen Aufnahmeapparate, Nervenendorgane, die mit steifen, borstigen Härchen in das Innere ragen. Das ist die Konstruktion. Und die Wirkung? Drehen wir den Kopf nach rechts, so kann die Flüssigkeit im wagerechten Vogengang nicht so rasch folgen, sie bleibt zurück, reißt sich an den haarigen Nervenenden, und von da wird ins Innere telegraphiert: Kopfdrehung von mittelmäßiger Geschwindigkeit nach rechts. Und da das Kleinhirn gleichzeitig auch von den tiefen Teilen und vom Muskelinnn Meldungen erhält, so weiß es, ob der Kopf allein oder mit dem übrigen Körper nach rechts gedreht wurde, ob durch eigene Muskelkraft oder etwa auf einem Drehtisch, und richtet danach, damit man nicht falle, die Muskeln zur Erhaltung des Gleichgewichts.

Automatisch, auf reflektorischem Wege, werden Augen, Kopf, der ganze Körper in die vom Augensid geforderte Gewichtslage gebracht.

Anthropologisches.

Ein neuer Neandertalmensch. Das Neandertal in der Nähe von Düsseldorf hat in der Wissenschaft eine hohe Berühmtheit gewonnen durch den Fund eines Schädels des vorgeschichtlichen Menschen, der zum Typus einer besonderen Stufe in der Entwicklungsgeschichte des Menschen geworden ist. Seitdem sind verhältnismäßig zahlreiche Funde gemacht worden, die ein gleiches Alter zu haben scheinen, namentlich im Südwesten von Frankreich. Doch ist es in diesem Jahr zum viertenmal gelungen, Reste eines sogenannten Neandertalmenchen zu entdecken, und das will bei der Seltenheit solcher Funde außerordentlich viel heißen. Die früheren Fundorte lagen im Tal der Dordogne oder in dem ihres Nebenflusses Vézère, während der neueste Fund, der jetzt von Henri Martin in einer Mitteilung an die Pariser Akademie der Wissenschaften beschrieben worden ist, etwa 80 Kilometer weiter nördlich in einem Nebental der Charente gemacht worden ist. Die Schicht sandigen Tons, in der das Skelett in seltener Vollständigkeit der Erhaltung lag, wird als Ablagerung eines alten Flußbetts betrachtet, die zu den unteren Teilen des mittleren Quartär gerechnet werden dürfte. Während in den früheren Fällen kein Zweifel obwalten konnte, daß der betreffende Leichnam eine Bestattung erfahren hatte, muß das jetzt gefundene Skelett allmählich von den Flußsanden ohne Beihilfe von Menschenhand zugebedt worden sein. Aus der gleichen Schicht wurden auch Feuerstein- und Knochengewebe hervorgeholt, deren Alter Martin zum älteren Teil der sogenannten Moustérienepoche rechnet. Der Schädel des Skeletts war zwar längs der Nahtlinie aufgebrochen, aber sonst hinreichend gut erhalten, um die Eigenart der Neandertalraße mit voller Deutlichkeit zu zeigen. Die Zähne besitzen eine sehr große Ähnlichkeit mit den Menschenzähnen, die vor kurzem in einer Höhle auf der Insel Jersey gefunden worden sind. Das ganze Skelett ist samt den umgebenden Lehmschichten nach Paris geschafft worden.